

Warum?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **29 (1961)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Warum?

An einem Nachmittag vor einigen Monaten kam er zu uns aufs Kreisbüro. Er war anfangs der Dreissig, ein grosser, schlanker und gutaussehender Mann. Besitzer eines eleganten Wagens und einer schönen Vierzimmerwohnung, dazu in einer Stellung, in der er zur Zeit etwa 2500 Franken im Monat verdiente. Der Grund seines Besuches bei uns war sein Wunsch eine Annonce, die er aufgeben wollte, mündlich mit uns zu besprechen. Es handelte sich um keine Freundschaftsannonce, sondern um das Suchen eines neuen Arbeitsgebietes. Rolf war nicht anwesend, als er kam, aber trotz der vielen Büroarbeit kamen wir in ein längeres Gespräch, denn es war offenkundig, dass diesen Mann irgendwo der Schuh drückte. Was er primär suchte, war eine neue Stellung. «Ich würde mich aber nur verändern, wenn ich für den Anfang mindestens 3500 Franken im Monat verdienen würde und begründete Aussicht hätte, in kurzer Zeit auf monatlich 4500 Franken zu kommen», sagte er. Aus langer Erfahrung mit Stellungs- und Arbeitsannoncen im Kleinen Blatt riet ich ihm von der Aufgabe einer solchen Annonce ab. Ich sagte ihm offen meine persönliche Meinung, dass ich es für zwecklos hielt. Denn wo würde er unter unseren Abonnenten jemand finden, der bereit wäre, ihm ein Anfangssalär von 3500 Franken zu zahlen. Das Gespräch zwischen uns ging weiter und glitt langsam in persönliche Bahnen. Ich riet ihm, doch lieber eine zweite Freundschaftsannonce aufzugeben, um aus seiner grossen menschlichen Einsamkeit, von der er immer und immer wieder sprach, herauszukommen. Er hatte eine ähnliche Anzeige schon einmal vor einigen Jahren aufgegeben, aber ohne jeden Erfolg, wie er mir sagte. Die eingegangenen Briefe hätten ihn in keiner Weise befriedigt. So war er in Hinsicht auf den Erfolg eines zweiten Inserates in der gleichen Richtung skeptisch. «Für mich kommt die Liebe erst an zweiter Stelle», sagte er. «Ich kann keinen Freund gebrauchen, der dauernd Ansprüche an meine Zeit stellt, denn ich muss zuerst weiterkommen im Leben.» (Ich dachte im Stillen, dass 2500 Franken im Monat für einen noch jungen Mann eigentlich ganz schön sei.) Als ich ihm klarzumachen versuchte, dass er dann aber auch kein Recht hätte, über seine eigene menschliche Einsamkeit zu klagen, denn man könne nicht gleichzeitig mit den Hunden hetzen und mit den Füchsen jagen, betonte er nocheinmal klar und deutlich, dass bei ihm das Geldverdienen an erster Stelle stünde. «Was ich brauche ist ein Freund, der zufrieden ist, wenn ich am Samstagabend dann einmal zu ihm kommen kann. Mehr Zeit könnte ich auf keinen Fall für ihn erübrigen. Seine seelische Ansprüche dürfte er auch keine an mich stellen, denn dafür bin ich viel zu sehr in meinem Beruf angestrengt.»

Ich sass ihm ziemlich fassungslos gegenüber. Hier war ein Mann, der schon als junger Dreissiger eine blendende Existenz hatte, aber der zerfressen von dem Ehrgeiz war, mehr und immer mehr zu verdienen. Von dieser Zielbesessenheit wehte es fast eiskalt zu mir herüber. Und in das eisige Kalkül seiner Existenz sollte nun auch noch ein Freund eingebaut werden, der nur das Recht haben sollte, am Samstagabend auf ihn warten zu dürfen. «Und was soll Ihr Freund während der Woche machen?» fragte ich. «Soll er so lange Daumen drehen, bis es Ihnen wieder einmal einfällt, ihn zu besuchen? Was würde das eigentlich für eine Bindung sein? Ahnen Sie wirklich nicht, was Sie mit einem solchen Vorschlag einem Menschen zumuten, der vielleicht bereit ist, Ihr wahrer Freund zu werden?»

Er überlegte. Dann wiederholte er nocheinmal: «Bei mir kommt das Geldverdienen immer an erster Stelle. Und mehr als einen Abend in der Woche kann ich einer Freundschaft nicht geben.» Die kühle Zielstrebigkeit dieser Ueberlegungen liess in

mir leicht die Galle hochsteigen. «Dann nennen Sie eine solche Beziehung aber nicht Freundschaft», sagte ich ein bisschen scharf. «Es gibt auch andere Namen für so etwas.» Wir erhitzten uns beide. Schliesslich landeten wir bei der zeitgemässen Modekrankheit, dem Herzinfarkt. «Wenn Sie den als erstrebenswertes Ziel ansehen», sagte ich, «müssen Sie es mit sich selbst abmachen. Aber eine menschliche Beziehung, die Sie mit so grosser Dringlichkeit zu suchen vorgeben, lässt sich nur — wie auch jede Ehe — unter gewissen Opfern von beiden Seiten aufbauen.»

Aber wer kann schon einem anderen Menschen wirklich raten? Oder wer gibt etwas auf den Rat eines anderen? Ausserdem trennten uns zwanzig Jahre Altersunterschied. Um es ehrlich zu sagen: als ich mich dieser kalten Entschlossenheit gegenüber sah, war ich fast dankbar, dass mein eigenes Leben in sicherlich einfacheren Bahnen verlaufen war, aber dass ihm menschliche Wärme und Nähe nicht gefehlt hatten.

Merkwürdigerweise blieb das Gespräch, das oft grosse Schärfe von beiden Seiten in sich barg, doch gut. Auch wenn wir wohl beide einsahen, dass wir von verschiedenen Warten aus sprachen. Nach fast zwei Stunden, die er im Büro war, kamen wir zu einem Kompromiss. Er würde die Stellungsannonce nicht einrücken, sondern doch lieber ein zweites Freundschaftsinserat, über dessen Formulierung wir nocheinmal mündlich sprechen würden.

Es war spät geworden; er fuhr mich in seinem schönen Wagen in die Stadt und wir schieden trotz aller Gegensätze unserer Anschauungen in bestem Einvernehmen. Im Anschluss an unser Gespräch schrieb ihm dann Rolf auch noch einmal einen Brief. Ein paar Tage später schrieb er uns: «Vielen Dank für den netten Brief und die offenen Worte des Gesprächs. Eure Ueberlegungen verstehe ich sehr gut; auch ich stellte schon gleichartige Fragen. Nun, in meiner Unerfahrenheit sieht man alles selbstverständlich mit «Rosafilter». Ein Freundschaftsinserat werde ich bald einrücken lassen, obwohl ich zwischen Freundschaft und Arbeit immer unterscheiden werde. Ich würde es schätzen, wenn ich gelegentlich mit deinem Mitarbeiter über das Verhältnis von zwei Partnern nocheinmal reden könnte.»

In einem Postskript schrieb er, dass er jetzt für einige Zeit geschäftlich abwesend sein würde. So legte ich den Brief von ihm einstweilen zurück, um ihn ein paar Wochen später zu einem zweiten Gespräch einzuladen.

Zehn Tage nachdem er an uns geschrieben hatte, hat er sich das Leben genommen.

Es hat Wochen gedauert, bis wir Näheres über seinen Freitod erfuhren. Es waren zwei Gründe, die ihn zu diesem Schritt veranlassten. Der erste dieser Gründe trug wohl nur indirekt zu seinem Selbstmord bei. Es war sein Verhältnis zu seiner Mutter, die ihn — wie ich schon aus meinem Gespräch mit ihm erfahren hatte — völlig zu dominieren schien. Sie wusste Bescheid über seine Veranlagung und machte ihm das Leben dauernd zur Hölle, obwohl sie bei ihm lebte und finanziell von ihm abhängig war. Wenn er einmal mit einem Begleiter nach Hause kam, kam es zu den unerfreulichsten Szenen und Auftritten zwischen Mutter und Sohn, in welche sogar manchmal die Besucher mithineingezogen wurden. Anstatt seiner Mutter einen eigenen kleinen Haushalt zu schaffen, wozu er finanziell durchaus in der Lage gewesen wäre, zog er es vor, diese Szenen auf sich zu nehmen. «Ich brauche mich um solche Dinge wie Wäsche, Strümpfestopfen, Mahlzeiten usw. nicht zu kümmern, das besorgt sie mir alles. Dadurch kann ich mich mit mehr Energie meiner Arbeit widmen», sagte er damals zu mir im Büro. Also auch hier suchte er einen unmöglichen Kompromiss.

Der zweite Grund, der wohl aber der entscheidende für seinen Freitod gewesen sein wird, war, dass er wegen Beziehungen zu einem 13jährigen Knaben eine gerichtliche Untersuchung über sich hatte ergehen lassen müssen und dass er deswegen einem

Prozess entgegensah. Er war unabhängiger Kaufmann, von keinem Büro, keinen Bürostunden, keinem Bürochef abhängig. Hätte er nicht doch lieber den Ausgang dieses Prozesses abwarten sollen?

Aber dieser Mann, der vom Geldtrieb beherrscht war, der keine Zeit für einen wirklichen Freund glaubte erübrigen zu können, sich aber mit einem 13jährigen Knaben einliess, wählte in einer Kurzschlussbehandlung den zwar einfacheren, aber völlig sinnlosen Weg des Freitodes. (Aus dem Kreisbüro)

Ein schwieriges Thema

Weil das Novemberheft unserer Zeitschrift ja immer einen ernsten Charakter zu tragen pflegt, möchte ich hier einmal kurz ein Thema anschneiden, über das ich kürzlich mit dem Leiter unserer Zeitschrift sprach.

Es ist das Thema des Testaments. Auch der homophile Mensch, vor allem der an Jahren ältere, sollte auf jeden Fall ein Testament machen, um sicherzustellen, dass sein Besitz nach seinem Heimgang in die richtigen und von ihm gewünschten Hände fällt. Zwei Fälle, von denen mir Rolf berichtete, möchte ich hier als Beispiel anführen.

Im ersten Fall handelte es sich um ein Freundespaar, das mehrere Jahrzehnte das Leben gemeinsam und im gleichen Hause verbracht hatte. Der Aeltere (ein weit über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannter Mann) lernte den Jüngeren kennen, als dieser noch ein anziehender blondlockiger Jüngling war. Die Freundschaft der beiden Männer hat, wie gesagt, Jahrzehnte überdauert. Dann starb der Aeltere — völlig unerwartet als Opfer der typischen Krankheit unserer Zeit — an einem Herzinfarkt. Er hatte nicht damit gerechnet, so plötzlich diese Erde verlassen zu müssen; deshalb schien es ihm auch nicht nötig, ein Testament zu machen — und der Freund, der ihm jahrzehntelang durch viele Stürme beigestanden hat, ging leer aus. Verstehen Sie mich recht — ich will hier nicht von Geld und Geldeswert reden, aber nach einem jahrzehntelangen Zusammenleben zweier Männer sollte, wie in einer Ehe, was dem einen gehört, auch dem anderen gehören.

Im zweiten Fall, den ich erfuhr, handelt es sich ebenfalls um ein langjähriges Freundespaar ungefähr gleichen Alters. Hier starb nun auch der eine der beiden Freunde, die sich seit ihren zwanziger Jahren nahestanden und ebenso auch äusserlich ihr Leben geteilt hatten. Bei diesem Mann lag nun zwar ein Testament vor, das den Freund, mit der Familie, zu einem beträchtlichen Teil an dem Erbe teilnehmen liess. Aber die Familie hatte sich anscheinend bislang keine besonderen Gedanken gemacht, weshalb die beiden Männer so viele Jahre unter dem gleichen Dach zusammenlebten. Es waren eben zwei Sonderlinge, weiter nichts. Doch jetzt fiel man aus den Wolken, als ein «Aussenstehender» einen so beträchtlichen Anteil am Erbe erhielt. Und als man «hinter die Wahrheit kam», setzte man alle Hebel in Bewegung, um den Freund auszuschalten und ihn vor dem Testamentsvollstrecker unmöglich zu machen. Es gelang zwar nicht, das Vermächtnis anzufechten, aber der schweizerische Kleinbürger, dem Geld oft alles und Gesinnung wenig bedeutet, versuchte eben doch, gerade eine vorbildliche Freundesliebe in ihrer Auswirkung zunichte zu machen. Nur das einwandfrei aufgesetzte Testament half, den ausdrücklichen Willen des Verstorbenen unantastbar zu lassen.

Diese beiden Fälle, die mir erzählt wurden, machten mich doch sehr nachdenklich und ich glaube, es könnte nichts schaden, einmal daran zu erinnern, dass man verpflichtet ist, als anständiger Mensch des Weggenossen vieler Jahre vorsorglich *im voraus* zu gedenken, wie dies in jeder Ehe selbstverständlich und natürlich ist.

Abonnent 397